Zeitschrift: Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich

Herausgeber: Antiquarische Gesellschaft in Zürich

Band: 7 (1853)

Artikel: Etruskische Alterthümer gefunden in der Schweiz : die Ausgrabungen zu Grächwyl im Kanton Bern

Autor: Jahn, A.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-378750

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Etruskische Alterthümer

gefunden

in der Schweiz.

Die

Ausgrabungen zu Grächwyl

im Kanton Bern.

Von

A. Jahn.

In der Gegend, die sich am rechten Aarufer, von der Aar in einem tief eingeschnittenen Halbkreis umschlossen, zwischen Bern und Aarberg ausdehnt, liegt, zwei Stunden von der Hauptstadt und Mitte Weges zwischen beiden Städten, rechts von der Hauptstrasse, am Seitenweg nach Schüpfen und Büren, das zur Kirchgemeinde Meikirch, Amts Aarberg, gehörige Dörfchen Grächwyl.*) Die von der düstern Höhe des Frienisberger Waldes westlich begrenzte schöne Hochfläche von Meikirch senkt sich hier nordwärts hinter dem Schüpberg allmälig in den vom Lyssbach durchflossenen Thalgrund, der sich, gleichsam als Basis obigen Halbkreises, von Münchenbuchsee bis Lyss ausdehnt und hier in das flache Aargelände unterhalb Aarberg ausmündet.

Sowohl dieser Thalgrund mit den Hügelreihen zu beiden Seiten, als obiges vom tiefen Aarthal ansteigende Hochgelände zeigt viele Ueberreste und Spuren höheren, theils helvetischen, theils römisch-helvetischen Alterthums. Der Berichterstatter verweist hierüber auf seine antiquarische Topographie des Kantons Bern (in der Folge nur mit K. B. citirt), Seite 360—375, mit dem Bemerken, dass seit dem Erscheinen dieser Schrift und angeregt durch dieselbe, Herr Dr. Uhlmann in Münchenbuchsee seine Gegend in alterthümlicher Beziehung zu erforschen begonnen, und bereits mit schönem Erfolg verschiedene Punkte helvetischer und römischer Ansiedlung theils in helleres Licht gesetzt, theils neu entdeckt hat. Seine hierauf bezüglichen Notizen sind der Veröffentlichung werth.

---

*) Der Verfasser besuchte zweimal die Oertlichkeit der Nachgrabungen; das eine Mal während derselben, das andere Mal nach ihrem Abschluss, und es wurde ihm durch die Gefälligkeit des Unternehmers, Hrn. Courvoisier zu Grächwyl, sowohl die genaue Ansicht der Fundstücke vergönnt, als auch von Seite des leitenden Unterförsters, Hrn. Schärer, mehrfach belehrender Aufschluss gegeben. Der Verfasser hatte auch später Gelegenheit, mehrere Fundstücke, namentlich das Hauptstück, in Bern noch einmal zu betrachten. Das Ergebniss seiner Selbstanschauungen und der daherigen Reflexionen, verglichen mit den Ansichten der Hrn. Prof. G. Studer in Bern und Dr. Roth in Basel, sind zwei einfach mit J(ahn) unterschriebene Aufsätze im Intelligenzblatt für die Stadt Bern, 1851, S. 1237 ff. 1647 ff., welche in verschiedene öffentliche Blätter übergingen, z. B. in das Vaterland, Nr. 138 und 139. Aus diesen von der preussischen Gesandtschaft an Hrn. Prof. Gerhard eingesandten Blättern referirte dieser in der Archäol. Zeitung IX, 76 f. über die Ausgrabungen zu Grächwyl. Inzwischen veranlasste der eidgenössische Oberst May von Büren in Bern, welcher sich für den Grächwyler Fund lebhaft interessirte, eine gelehrte Correspondenz über denselben. Es bethätigten sich hiebei die Herren Prof. Gerhard in Berlin, Dr. Ferdinand Keller in Zürich, Dr. Stanz in Bern, der kürzlich verstorbene Prof. Brosi in Solothurn, der waadtländische Archäolog Friedr. Troyon und Unterförster Schärer. Prof. Gerhard, von Hrn. Oberst May genau über den Fund unterrichtet, erörterte denselben in einem an Hrn. May eingesandten ausführlichen Schreiben im Sinne eines zweiten kurzen Artikels in der Arch. Zeit. IX, 106. Ebenderselbe besprach den Fund in den Jahrbüchern des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinland, XVIII, 93 ff. in Form eines Schreibens an Hrn. Dr. J. Overbeck in Bonn, welcher die vom Verfasser seiner Zeit eingesandten zwei Fundberichte ebendaselbst S. 81—93 abdrucken liess. Mit Benutzung der Gerhard'schen Schreiben und obiger Correspondenz, welche Hr. Oberst May mit den Fundgegenständen an die antiquarische Gesellschaft in Zürich eingesandt hatte, gibt nun, von dieser zur Abfassung eines Fundberichts veranlasst, der Verfasser seine zwei ersten Berichte hier als ein Ganzes berichtigt und vervollständigt wieder.

Einen ungenügenden Auszug aus denselben gibt das Intelligenzblatt für die Stadt Bern, 1852, Nr. 132, S. 1115 (Entdeckung römischer Besitzungen bei Moosaffoltern, Kirchgemeinde Rapperswyl).

Was nun obiges Grächwyl betrifft, so kommt zu demjenigen, was K. B., S. 368, über diesen Ort gibt, jetzt Verschiedenes, zum Theil sehr Wichtiges hinzu. Die Namensdeutung zwar, nach welcher Grächwyl eine griechische Niederlassung bezeichnen soll, beruht lediglich auf der willkührlichen Schreibung Griechwyl, während der Ort schon bei Schöpf, um 1577, Grächwyl heisst. Von einer römischen Ansiedlung können zahlreiche Ziegeltrümmer herrühren, auf welche man vor Längerem gestossen ist, über deren Beschaffenheit aber nähere Angaben fehlen. Merkwürdige Ueberreste höheren Alterthums hat aber im Jahr 1851 die Untersuchung von zwei heidnischen Grabhügeln bei Grächwyl geliefert, welche mit den dabei vorkommenden Terrainverhältnissen vorzeitlichen Anbau der Gegend und den Bestand einer befestigten Ansiedlung beweisen.

Diese Hügel lagen im Grächwylwald, zwischen Grächwyl und der Aarbergerstrasse, rechts am Seitenweg nach Schüpfen und Büren. Sie waren auf einer mässigen natürlichen Anhöhe angelegt, die sich in Gestalt eines breiten Erdrückens von W. nach O. ausdehnt und sich hier an einen westlichen Ausläufer des Schüpbergs anschliesst. In jener seiner Ausdehnung ist der Erdrücken nach W. und N. durch einen steilen Abfall gesichert, südlich, wo er sanfter abfällt, zieht sich an demselben, seiner ganzen Länge nach, mehrere hundert Schritte weit, ein schanzartiger Erdabschnitt von ca. 4 Fuss Höhe nach Osten hin, wo die Erdzunge allein mit dem übrigen Terrain zusammenhängt. Das Ganze war vermuthlich umzäunt oder verpalisadirt und stellte mit den auf der Fläche des Erdrückens errichteten Wohnungen eine sowohl durch die Natur als durch Kunst befestigte Ansiedlung dar. Auf dem westlichen End- und Höhepunkt des Landpromontoriums, wo man namentlich beim Sonnenuntergang einer herrlichen Aussicht gegen SW. geniesst, waren die Grabhügel der Ansiedler errichtet, der eine bedeutend grösser als der andere auf dem äussersten westlichen Höherand, der kleinere östlich hart an den grössern anstossend. Ersterer erhob sich von der Höhe des Waldhügels in steiler Wölbung ansteigend zu 15 Fuss 7 Zoll Höhe, bei einem kreisförmigen Basis-Umfang von 298 Fuss; der kleinere, mehr oval als rund und von NW. nach SO. ausgedehnt, erhob sich vom natürlichen Boden in sanfter Wölbung zu 6 Fuss Höhe bei einem Umkreis von 200 Fuss.

In dem an die Strasse anstossenden Theile der Waldanhöhe war vor Längerem eine Sandgrube angelegt worden, und man hatte darin von Zeit zu Zeit alterthümliche Gegenstände gefunden, die aus dem der Anhöhe aufgelagerten und von der Sandgrube aus zum Theil angegrabenen Hügel herzurühren schienen, z. B. ein stark oxydirtes kupfernes Gefäss und eiserne Reife, welche Gegenstände aber als unbrauchbar fortgeworfen wurden. Konnte schon besagter Umstand die Vermuthung erzeugen, dass jener Hügel, wie der Nachbarhügel, künstlich angelegt und ein heidnischer Grabhügel sei, so liess hieran die Structur derselben einen Sachkenner nicht zweifeln. Ein solcher nun, Herr Unterförster Schärer, dermalen in Lyss stationirt, veranlasste den Eigenthümer des Waldes, Herrn Courvoisier aus Locle, Gutsbesitzer in Grächwyl, diese Hügel zu untersuchen. Diese Untersuchung wurde denn auch im Laufe der Monate Mai und Juni vorigen Jahres, unter der Leitung des Herrn Schärer, gründlichst ausgeführt und mit dem schönsten Erfolge belohnt.

Was die innere Structur der Hügel betrifft, so waren sie aus dem gelben Lehmsand des Waldbodens aufgeführt und wiesen bis in die Tiefe zahlreiche Kohlenparzellen auf. Der Kern bestand bis in die Tiefe aus einer Unmasse von grossen Roll- und Bruchsteinen, die, in einander gekeilt, die

verschiedenen Erd- und Grabschichten der Hügel bedeckten. — Der grössere (T. I.), nahe an die Basis abgegrabene Hügel lieferte Folgendes an Todtenresten und Mitgaben. Die oberste Erdschicht enthielt zwei Scelette, die jedoch so schwach erhalten waren, dass sie bei der leisesten Berührung, trotz aller angewandten Sorgfalt, zerbröckelten. Beide Scelette lagen gegen O. Das eine, beinahe in der Mitte auf höchster Höhe des Grabes beigesetzt, hatte in der rechten Hand ein zweischneidiges zugespitztes eisernes Schwert mit Parierstange und Griffknopf. Die Klinge, an welcher noch Spuren einer Holzscheide, ist 2′ 4″ lang, in der grössten Breite unter der Parierstange 1″ 8‴, gegen die Spitze hin 1⅓″; die Parierstange steht 3⅓″ breit über die Klinge hinaus; der für eine heutige Mannsfaust fast zu kleine Griff ist, ohne den Knopf, 3⅓″ lang, unter dem Knopf ⅔″, an der Parierstange 1″ breit; die Breite des Knopfes beträgt 2″ (siehe Taf. II. 2). Unter dem Schwert lag ein mit der Schwertkuppel daran gebundener eiserner Dolch mit eiserner Scheide, welche aber, wie der Dolch selbst, in viele Stücke aufgelösst war. An dem rechten Fuss trug das Scelett einen eisernen, mit Stachel versehenen Sporn, wie man solche bisweilen in unsern Grabhügeln findet (siehe Taf. II. 3, und vgl. K. B., S. 26 und 416). Nicht weit von der rechten Schulter war eine bronzene Heftnadel. Die Grabstelle war gross, und es befanden sich ausserdem viele Eisenstücke, wahrscheinlich von Rüstungen, darin. Nahe dabei, in einer kleineren Grabstelle, lag ein kleiner, einfach aber niedlich gearbeiteter bronzener Handgelenkring, welcher Schmuck eine weibliche Mitgabe sein dürfte. Ringsum fanden sich in der gleichen Schicht grössere und kleinere Grabstellen, welche aber nichts als Moderspuren aufwiesen. In der zweiten Schicht, bei 6′ Tiefe, fanden sich nebst mehreren ganz vermoderten eisernen Rüstungen, die einen ziemlichen Raum einnahmen, viele auf einen Haufen geworfene eiserne Radschienen (siehe Taf. II. 4) und Stücke Eisen, doch keines länger als 3″. Nicht weit von der Mitte lagen unter vielen Steinen, durch deren Last zusammengedrückt, zwei bedeutende Fragmente, Ueberreste einer grossen Urne von dünnem Bronzeblech mit beigelegtem dazu gehörigem massiven Relief-Bildwerk, ebenfalls von Bronze. Auf dieses Hauptfundstück werden wir unten zurückkommen. Bei weiterer Nachforschung fanden sich viele ganz zu Asche vermoderte Leichname, von welchen nur der Umriss in der Erde sichtbar war; auch wurden noch zwei bronzene Heftnadeln gefunden. Die Rückenstücke, deren eines schlangenartig gebogen, waren anfänglich mit sehr dünn gearbeiteten Hohlschälchen verziert, welche aber bei öfterer unzarter Berührung abbröckelten. In einer Tiefe von 7′ fand sich das Eisenwerk eines zweirädrigen Wagens in Radschienen und Nabenringen vor. Die Radschienen haben eine ziemliche Dicke bei höchstens 1″ Breite, und sind auf jeder Seite umgekrämpt; die Nabenringe (T. II. 5) sind mit Kappen versehen, sehr gut gearbeitet, doch ebenfalls bloss eisern. In der Mitte, bis 10′ tief, war eine sehr grosse Grabstelle, deren Bedeckung und Einfassung wenigstens 20 Fuder Steine enthielt. Hier befand sich eine durch die Steinlast zerscherbte grosse, stark ausgebauchte Aschenurne, welche noch erkennbare Asche enthielt. Die Urne ist von schwach gebrannter oder nur getrockneter Erde, die im Bruch röthlichbraun, von aussen hellbraun anzusehen ist, und zeigt an der obern Bauchwölbung im Zickzack umlaufende Verzierungen von eingedrückten Parallelen (siehe Taf. II. 6). Sind sämmtliche Stücke der Urne erhoben worden, so kann dieselbe, wie es mit andern Graburnen geschehen, restaurirt werden. Die Urne ist übrigens dünn gearbeitet und hat ein feineres Korn, als diejenigen Scherben, welche, wie in den meisten Grabhügeln, so auch in diesem zerstreut vorkamen. Ein Mehreres konnte in dieser Grabschicht nicht gefunden werden. Dagegen kamen noch in den untersten Schichten folgende

Gegenstände zerstreut vor: ein kranzartiges Bronzeblech in schwachen Ueberresten; ein sichtbar im Feuer geschmolzenes Stück weisslicher silberähnlicher Bronze, welches zufällig wie der Fuss und Schenkel eines Thieres aussieht, und ein wohl erhaltenes antikes Hufeisen. Sämmtliche Steine, welche die verschiedenen Steinbetten dieses Hügels bildeten, übertraf an Grösse und Gewicht ein 4' hoher, unregelmässig vierseitiger Block, welcher in der Tiefe des Mittelpunktes vorkam; er kann als Pfeiler aufgestellt werden und hatte vielleicht in der Art der keltischen Menhirs oder Spitzsäulen, welche der Römer als Mercursäulen oder Hermen ansah, eine religiöse Bedeutung. — Der später in Angriff genommene Nachbarhügel wurde wegen seiner Weitschichtigkeit nicht ganz abgegraben, sondern bis an die Peripherie ausgegraben. Auch hier kamen bis in die Tiefe verschiedene Betten von Roll- und Bruchsteinen vor, zum Theil sehr massenhafte. In der Anordnung der Steine glaubte man gewisse Bilder, z. B. eines Halbmondes mit Sonne, eines Sterns und gar eines Drachen zu erkennen — eine Beobachtung, die bisher nicht gemacht worden ist, und näherer Prüfung durch Vergleichung sehr bedarf. So tief man auch kam (man grub selbst unter das Niveau des umliegenden Waldbodens), immer zeigten sich noch Kohlen der Erde eingestreut. Eine Brandstätte mit Kohlenlager kam jedoch hier so wenig als im grössern Hügel zum Vorschein. Wie jener, war auch der kleinere mehreren Todten gleichzeitig oder successiv errichtet worden; doch kamen hier nur Spuren von Beerdigung vor, während dort neben solchen auch Spuren von Todtenverbrennung in der Aschenurne und in zerstreuten verbrannten Knochen vorkamen. Das Vorkommen von Kohlen ist übrigens eine oft beobachtete Thatsache, welche man aus dem Umstand erklären will, dass die Alten glaubten, die Kohle, als ein unverweslicher Stoff, könne die Verwesung verhindern. Vgl. Jahrbücher des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande, XVI. S. 58 ff. Die aufgefundenen Gerippe waren jedoch dem Zustande der äussersten Verwesung nahe; von den Steinbedeckungen befreit und in ihrer Lage ziemlich erkennbar, verwischten sie sich bei der ersten Berührung. Nur einige Reste von Schädelwölbungen konnten erhoben werden, welche jedoch zu klein sind, um die Schädelbildung zu bestimmen. Der Hügel war auffallend arm an Mitgaben; er enthielt jedoch, wie jener verschiedene, zufällig oder durch Kunst merkwürdig gestaltete Steine, in welchen man theils Geräthschaften und Waffen, theils gewissen Körpertheilen ähnelnde Abbilder erkennen wollte, und die jedenfalls, nach dem Urtheil von Sachverständigen, zum Theil aus der Ferne hergebracht, geflissentlich deponirt worden sind.

Auf das Hauptfundstück, die Urne mit ihren Bildwerken, zurückzukommen, so wiegt das Ganze 4 Pfund und besteht aus einer weisslichen Bronze, die aber, wie sämmtliches Bronzewerk des Grabhügels, mit dem schönsten Edelrost bekleidet ist. Das Bronzeblech des Gefässes ist getriebene Arbeit, welche bei aller Dünnheit doch genug Consistenz hatte, um das massive Bildwerk zu tragen, so dass nicht anzunehmen ist, es sei etwa mit Holz gefüttert gewesen. Von der Urne fand sich nur der Obertheil und ein grosser Theil der Bauchwölbung vor. Offenbar ist nämlich das eine grosse Gefässfragment, welches man anfänglich für den hohlen Fuss eines weit geöffneten Beckens hielt, der verhältnissmässig ziemlich enge Hals einer stark ausgebauchten Urne, deren Bauchwölbung, ungefähr 16" im Durchmesser haltend, in dem zweiten grossen Fragment zum Theil noch vorhanden ist, wozu aber freilich der Fuss fehlt. Sehr wahrscheinlich ist dieser das angebliche kupferne Gefäss gewesen, welches man in der am Hügel angelegten Sandgrube früher aufgefunden hatte, wie ja auch den obigen ähnliche Radschienen zum Vorschein gekommen waren. Als Handhabe ist auf der Bauchwölbung

aufgenietet ein kleineres Bronzebildwerk, welches 4″ lang, 1″ breit und 1″ hoch, zwei junge Löwen in liegender Stellung, die Köpfe rückwärts gegen einander gekehrt, darstellt; zwischen den Hintertheilen beider Thiere ragt schief ein Blattstiel hervor; er ist angebracht, um den Löwenschweifen, welche sich demselben anschmiegen, Halt zu geben; an diesem breitet sich von der Mitte abwärts, der Wölbung des Gefässes ebenfalls angepasst, ein fächerförmiges Blatt aus (siehe Tafel II. 1). Ohne Zweifel war auf der Gegenseite der Bauchwölbung das gleiche Bildwerk als Handhabe angebracht. Neben den Resten des Gefässes lag das grössere Bildwerk, welches, ähnlich dem kleineren, in der unten angegebenen Weise an dem Gefässe befestigt gewesen.

Dieses Bildwerk, vielleicht einzig in seiner Art, stellt 8″ hoch und 6″ breit, in durchbrochener, aber massiver Reliefarbeit eine durchaus symmetrische Gruppe dar. Den Mittelpunkt derselben bildet eine stehende weibliche Figur, 4½″ hoch, von gedrungener Kürze, mit verhältnissmässig grossem Kopf und Obertheil des Leibes. Der Kopf trägt ein Diadem; die Haare sind über der Stirn und den Schläfen steif aufgeringelt und fallen hinter den Ohren in zusammengebundenen Wulsten, die nach unten breiter werden, regelmässig herab, wenn man nicht diese Wulsten als einen Kopfputz ansehen will. Nase, Mund und Augen sind stark ausgebildet; letztere sind lang geschlitzt; unter den scharfgewölbten Braunen glotzen die Augapfel in Ringform hervor. Die Stirn weicht von der Wurzel der stark vorgebogenen, übrigens sehr schmalen Nase nach hinten zurück, und die von der Nase schräg gegen die Schläfen gezogenen Jochbeine gestatten, dass man selbst im Profil beide Augenwinkel fast gleich gut sehen kann. Der ganze Ausdruck des Gesichtes hat etwas Gebieterisches, aber zugleich etwas dämonisch Unheimliches und Hässliches. Die scheinbar nackten, aber durch ein eng anschliessendes Gewand bedeckten Brüste sind ausgezeichnet voll; den Brustseiten entwächst ein zum Flug geöffnetes, rund geschweiftes Flügelpaar. Unterhalb der Brust schliesst eine steife, faltenlose Gewandung den übrigen Körper bis an die breiten Klumpfüsse fast sackartig ein. Die Streifen, in welche das Gewand vertical und parallel getheilt ist, sind in Feldern oder ganz mit Dessins von Rauten und horizontalen Strichen angefüllt. Die Arme sind in die Ellenbogen gesteift, und jede Hand hält einen Hasen, die rechte einen an den Vorderläufen, die linke einen an den Hinterläufen. Der weiblichen Figur zur Rechten und Linken, mit dem Leib gegen dieselbe gekehrt, aber mit seitwärts gewendetem Kopf, sitzen zwei Löwen, die beide, der eine zur Rechten mit erhobener linker Tatze, der zur Linken mit der rechten Tatze, den Hasen ankrallen. Beide Löwen reichen mit dem einen Ohr an die ausgebreiteten Flügel der weiblichen Figur. Ueber den Flügeln läuft horizontal vom Kopf der Figur rechts und links ein Schlangenkörper aus, dessen Obertheil, mit breitem Kopf und einer Spitze unter der Kinnlade, eine Seitenbiegung nach oben und vorn macht. Auf jedem Schlangenkörper sitzt ein kleinerer Löwe, von der Figur abgekehrt, aber mit seitwärts nach vorn gewandtem Kopf. Zwischen diesen beiden Löwen steht auf dem Diadem der weiblichen Figur ein Vogel, in welchem Einige einen Falken, Andere einen Adler erkennen wollen. Die ganze Gruppe steht auf einem Reliefornament, welches aus einem Mitteltheil und zwei rechts und links auslaufenden flügelartigen Theilen besteht, auf welchen die beiden grössern Löwen sitzen. Der Mitteltheil, auf welchem die weibliche Figur fusst, besteht aus zwei in einigem Abstand neben einander befindlichen Doppelkreisen und einem fächerförmig nach unten abstehenden Ornament, welches dem vorerwähnten auf dem kleineren Reliefbildwerke ähnlich ist. Diese Basis des Ganzen ist von der Fläche des übrigen Reliefbildwerks etwas nach vorn aufgebogen (Siehe Taf. III.). Mit Ausnahme der kleineren Thierkörper, der Hasen, des

Vogels und der Schlange, welche Rundbilder darstellen, sind die übrigen auf der Rückseite Hohlbilder. Die Höhlungen waren mit einem festen Kitt ausgefüllt, der zum Theil noch denselben anhaftet. Dieser Umstand beweist, was übrigens schon die Natur des ganzen Bildwerks mit sich führt, dass dieses hauptsächlich von der Vorderseite betrachtet und auf einen andern Körper befestigt zu werden bestimmt war. Dieser war aber kein anderer als vorerwähnte Urne. Die Nietnägellöcher, durch welche das Reliefbildwerk an derselben angenietet war, sind sowohl oben, da wo die kleineren Löwen mit dem Gesäss die Schlangenkörper berühren, als auch unten im Basisornament angebracht, und die Nietnägel, welche das Bildwerk am Rand der Urne und auf deren oberer Bauchwölbung festhielten, sind zum Theil noch vorhanden. An den Rand der Mündung der Urne und zugleich auf deren oberer Bauchwölbung war das Bildwerk in der Weise angenietet, dass es zum Drittel bis an die Schlangenkörper über die Gefässmündung emporragte, aus welchem Grunde die Rückseite des Bildwerks in seinem oberen Theile voll und rund gegossen ist, während abwärts, wo der Rücken des Bildes sich an die Urne anlehnte, Hohlguss mit stehen gebliebenem Gusskitt erscheint. Das halb aufgebogene Basisornament entsprach der Bauchwölbung, auf welche es angenietet zu stehen kam. Hieraus erhellt zugleich, dass das Bild nicht sowohl zum Henkel gedient hat, als vielmehr ein Schaustück gewesen ist (siehe Taf. II. 7). In Betreff der künstlerischen Ausführung ist zu bemerken, dass die Thierbilder im Ganzen natürlicher als die weibliche Gestalt gehalten sind. Dies gilt namentlich von den Hasen und Schlangen, welche völlig naturgetreu sind, während der Vogel, obschon mit grossem Fleiss gearbeitet (das Gefieder ist mit bunzirten Punkten angedeutet), als ein imaginäres Mittelding zwischen Adler, Falke und Sperber erscheint. Steif ist die Zeichnung der Löwen, deren Kopfmähnen fast kragenartig vom Leibe abstehen, während die Halsmähnen dem Halse nur eingeselirt sind.

Von der Beschreibung des Bildwerks und von seiner Zweckbestimmung gehen wir zur Frage nach seiner Herkunft und Bedeutung über. Es ist zwar richtig, dass die der Hauptfigur beigegebenen Attribute Züge darbieten, die solchen analog sind, welche in den verschiedensten Gegenden und Zeiten vorkommen, wie man denn Löwen und Schlangen häufig noch in den ersten Zeiten des Mittelalters, nicht nur im Süden, sondern auch in merowingischen Gräbern, und selbst im Norden, sogar in Sibirien als Symbole reproducirt findet. Da man aber in dem Bilde nicht griechische, noch griechisch-römische oder römisch-gallische Kunst erkennen kann, da auch dasselbe Allem fremd ist, was man von einheimisch-gallischer, germanischer und scandinavischer Kunst kennt, so ist es (will man nicht auf Babylonisch-Assirisch-Persisches rathen und unmittelbaren orientalischen Ursprung annehmen) das Nächste und Rathsamste, an etruskischen, und zwar an altetruskischen Ursprung zu denken, zumal die archaisch-hieratischen Kunstformen des Orients und Aegyptens, welche bekanntlich die altetruskische Kunst in sich vereinigte, auch unser Bildwerk charakterisiren. Hieher gehört die starre Haltung der Löwenbilder, und noch mehr diejenige der weiblichen Figur, deren Gesichtsbildung übrigens eher eine orientalische als eine europäische ist, während die runde Flügelform, die straffe Gewandung und die zwar getrennten, aber gerade ausgestreckten Klumpfüsse an die geflügelten mumienartigen Handbilder altägyptischer und altasiatischer Gottheiten mit geschlossenen Füssen erinnern. In dieser archaisch-hieratischen Haltung, wiewohl ohne Flügel, erscheint z. B. die ephesische Diana auf Münzen. Dies führt uns auf die Bedeutung des Bildes. Es erhellt schon aus der Beschreibung, dass die weibliche Figur eine Gottheit mit ihren Attributen darstellt, wogegen die An-

sicht, dass wir hier nur ein Aggregat von Ornamenten vor uns haben, von selbst dahinfällt. Wir erkennen in der Göttin die Diana oder Artemis, zwar nicht die griechische und italische Mond-Geburts- und Jagdgöttin (auf letztere könnten nur die Hasen bezogen werden, wie denn auf dem in K. B., §. 59, berührten Fragment einer römischen Terra Cotta Diana einen Hasen und einen Bogen in den Händen hält), vielmehr die asiatisch-griechische, wie sie in höherer Potenz und in ihrer ursprünglichen Bedeutung als Mutter und Erhalterin der Thiere und alles Lebendigen, naturverwandt mit der assyrischen Mylitta oder Venus, hauptsächlich in Ephesus verehrt wurde. Wie die ephesische Diana trägt unser Dianenbild einen Fruchtkorb, oder als Städtebeschützerin eine Mauerkrone auf dem Haupt. Sind die Wulsten zu beiden Seiten des Kopfes nicht Haargeflechte, sondern ein herabhängender Kopfputz, so trägt einen solchen auch jene bisweilen auf Münzen. Jedenfalls spricht die starke Brust denselben Gedanken aus, der in der ephesischen Diana mit den vielen Brüsten bezeichnet wird; und wenn der untere Theil ihres Bildes gewöhnlich mit allerlei Thiergestalten arabeskenartig verziert ist, so erscheint unser Dianenbild in freierer, wiewohl immer noch etwas mumienartiger Haltung, und mit den vollständigen Bildern derjenigen Thiere umgeben, welche das Thierreich in seinem ganzen Umfang darstellen sollen. Das der Vierfüssler nämlich wird durch den Löwen, den König derselben, und durch den Hasen, einen der schwächsten aber fruchtbarsten Vierfüssler repräsentirt; das Reich der Reptilien und Aquatilien stellt die Schlange als Amphibium zugleich dar, das der Vögel der Falke oder Adler. Die Hasen hält die Göttin als besonderes Symbol der Fruchtbarkeit in ihren eigenen Händen. Ist neben denselben unter den Vierfüsslern der Löwe in einem doppelten Paar, in einem alten und einem Jungen, dargestellt, so liegt hierbei eine im Alterthum stark verbreitete Anschauung zu Grunde, nach welcher man eine besonders weise Fürsorge der Gottheit darin erkannte, dass dieselbe die Vermehrung der schwächsten und der Verfolgung ausgesetztesten Thiere, wie die der Hasen, begünstige, während sie diejenige der Raubthiere, namentlich der Löwen, stark beschränke. Vrgl. Herodot III. 108. In der Nebeneinanderstellung der Hasen und der Löwen ist jener Gegensatz in der Thierwelt angedeutet, während die zwei jungen Löwen, welche auf der Bauchwölbung der Urne wiederkehren, den Triumph der weise beschränkten animalischen Naturkraft vor Augen stellen. Wenn wir im Obigen zunächst auf die ephesische Diana hinwiesen, so sind wir damit nicht gemeint, diese selbst durch das Bild dargestellt zu behaupten, da demselben wesentliche Merkmale ihres Typus abgehen. Dennoch bietet selbst dieser Typus die meisten Analogieen mit unserm Bilde, und es heisst wenig mehr, als eine wagliche Nomenclatur versuchen, wenn man lieber die Namen einer Diana Persica oder Diana Victrix auf unser Bild anwenden will. Jedenfalls scheint es unzulässig, die Löwen auf Kybele oder Rhea zu beziehen, da zu dieser die übrigen Thiere nicht passen. Auch geht es nicht an, jede Thierart auf eine besondere Gottheit in dem Sinne zu beziehen, dass das Götterbild ein sogenanntes Signum Pantheum, d. h. ein Bild wäre, welches die Attribute und Begriffe verschiedener Gottheiten, etwa nach Apuleius Metamorph. XI. pag. 257 ed. Bip., der Isis, Kybele u. a. m. in sich vereinigte. Diese Art von Götterbildern stammt aus der Religionsmengerei im römischen Kaiserreich während des zweiten und dritten Jahrhunderts. Derartige Bilder tragen aber, ganz abweichend von dem unsrigen, den aller Steifheit fernen, eher üppigen Charakter der griechisch-römischen Kunst zur Schau. Aus der Zeit des Verfalls aber das Bild zu datiren und das Archaisch-Hieratische aus einer gezwungenen späten Nachahmung der orientalischen und ägyptischen Kunstformen zu erklären, oder als eine Ausgeburt der zur Kindheit herabgesunkenen,

in Steifheit der Figuren und der Gewandung sich gefallenden Kunst zu betrachten, ist gegenüber seiner antiken Originalität unzulässig, selbst wenn die übrigen Grabfunde für eine so späte Zeit sprechen würden.

Haben wir die Bedeutung des Bildwerks wenigstens annähernd erkannt, so erhellt jetzt auch der Gebrauch der Urne selbst, indem dieselbe kaum zu etwas Anderem, als zu einem heiligen Gebrauche, vermuthlich zu Opfern, welche der darauf vorgestellten Gottheit galten, bestimmt war. Jedenfalls enthielt das Gefäss keine Asche, Kohlenparzellen und Knochen, welche auf eine Todtenurne schliessen lassen könnten.

Bevor wir nun zur Herkunfts- und Altersbestimmung des gesammten Grächwyler Fundes übergehen, ist noch in Betreff des etruskischen Ursprungs der Urne auf die allgemeine Thatsache hinzuweisen, dass in den Gräbern von Völkern, welche der Civilisation des Südens fremd sind, Gegenstände anderer Länder vorkommen, die weit hergebracht sind. Die Grabhügel des Nordens liefern bisweilen Ueberreste von Italien, Griechenland und Byzanz. Man findet selbst in alten Gräbern nördlich von den Alpen Meermuscheln aus Indien. Nichts steht demnach der fremden Herkunft der Grächwyler Vase entgegen, und anstatt zu schliessen, inmitten sonstiger keltischer oder römischer Fundorte und Funde könne kein etruskisches Kunstwerk vorkommen, ist die augenfällige Thatsache, ein solches vor uns zu haben, festzuhalten, und die dadurch gesteigerte historische Wichtigkeit des Grächwyler Fundes anzuerkennen. Die Erscheinung eines durch Handelsverkehr, etwa über Massilia, oder als Beute nach Helvetien gelangten künstlichen Werkes von Etruskerhand erläutert sich durch Vergleichung der ähnlichen Spuren, welche man neulich auch in Tyrol diesseits des Brenners machte, laut den von Giovanelli im Jahr 1845 in Trient publicirten Bronzen aus Matreium (Matrai). Sucht man nach ähnlichen Spuren unter helvetischen Funden, so fehlt es auch hier nicht an solchen. Hierher gehört ein aus Aventicum herrührender und jetzt im Museum zu Lausanne befindlicher Metallspiegel mit eingegrabener Darstellung der Leda und der Dioscuren. Vergl. Archäologische Zeitung, Jahrg. II. 1844. S. 334, und siehe Taf. IV. Hierher gehört ebenfalls ein zu Chur entdecktes etruskisches Bronzebildchen der Juno Regina, nach Gerhard. Aehnliches von etruskischer Herkunft wird man bei uns vermuthlich noch mehr finden, wie denn namentlich unter der Zahl der im alten Helvetien gefundenen vermeintlich römisch-gallischen Idole etruskische sich vorfinden dürften. Ueberhaupt aber gewinnen Thatsachen, wie die oben angeführten, erst durch fortgesetzte Feststellung und Vergleichung Werth und Ansehen.

Was nun Herkunft und Alterthum der Grächwyler Funde in ihrer Gesammtheit betrifft, so gehört vorerst die Grabhügel-Construction von Grächwyl zu einer Art von Todtenbestattung, deren Zeitalter durch ein einigermassen sicheres Datum zu bestimmen schwer hält, wenn nicht Münzen oder charakteristische Grabfunde vorliegen. Gewiss steht es, dass diese Bestattungsweise Jahrhunderte vor der christlichen Zeitrechnung, aber auch in den ersten Jahrhunderten der römischen Herrschaft in Helvetien vorkommt. Leider bieten nun die Grächwyler Funde nichts Charakteristisches, was dieselben einem bestimmten Zeitalter zuweisen liesse. Die Anwesenheit der Bronzevase berechtigt nicht zu dem Schluss, dass die übrigen Funde nothwendig aus der gleichen Epoche herrühren. Diese Vase konnte, als sie in den Grabhügel gebracht wurde, selbst schon ein alterthümliches Stück sein, wie es der Fall war mit dem unter Aventicums Trümmern gefundenen etruskischen Spiegel und mit den römischen Münzen, die man in verschiedenen mittelalterlichen Gräbern aufgefunden. Schwerter und

Sporen, in Stoff, Formen und Dimensionen unserm Exemplar ähnlich, findet man noch in Grabhügeln des 5ten bis zum 8ten Jahrhundert. In der Regel sind aber die Schwerter unserer Grabhügel kürzer als das vorliegende, und rühren wohl meist von römisch-helvetischen Kriegern her, welche der Römer mit seinem kurzen spanischen Fussgängerschwert bewaffnet hatte, wogegen die alten Helvetier sich des gallischen Schwertes bedienten, deren man in der Tiefenau bei Bern (vgl. K. B., S. 500 f. und 503 f.) mit massilisch-griechischen, massilisch-keltischen und keltischen Münzen bei 100 ausgegraben. In der Länge nähert sich nun zwar unser Schwert diesen, die eine Klingenlänge von 2′ bis 2′ 8″ haben. Dagegen haben ebendieselben einen langen Griff ohne Parierstange, und, wie Polybius uud Diodorus die gallischen Schwerter beschreiben, eine biegsame zweischneidige Klinge und eine abgerundete Spitze, während das Grächwyler Schwert eine scharf zulaufende Spitze, eine starke Klinge und einen kurzen Griff mit Parierstange zeigt. Lange Schwerter führten zwar auch die römischen Reiter; doch erinnert der dem Grächwyler Schwert angefügte Dolch an die Sitte gallischer Krieger, sich beim Fleischzerlegen eines der Schwertscheide in einem Futteral beigesteckten dolchartigen Messers zu bedienen. Was sodann das mitgefundene Hufeisen (Taf. II. 9) betrifft, so vergegenwärtigt dieses mit seinen Stollen, seiner Krinne und seinen 6 Löchern genau die Form der sogenannten Heideneisen, die man bisweilen in römisch-helvetischen Grabhügeln, an römischen Strassen und selbst in römischen Ruinen findet. Vgl. K. B., S. 64, 138, 161, 180, 349. Hufeisen einer ältern Zeit, sind meist von roherer Arbeit. Wenn aber gleich Hufeisen, wie das vorliegende, gewöhnlich mit Ueberresten aus römisch-helvetischer Zeit vorkommen, so lässt sich doch nicht mit Bestimmtheit behaupten, dass nicht solche, wie auch den unsrigen ähnliche Schwerter und Sporen, schon in einem frühern Zeitalter im Gebrauch gewesen seien. Eiserne Radschienen, den zu Grächwyl gefundenen ähnlich, haben sich sowohl unter den althelvetischen Ueberresten in der Tiefenau, als in verschiedenen römisch-helvetischen Grabhügeln vorgefunden. Vrgl. K. B., S. 26, 501, 503. Sie rühren von den sogenannten Esseda der gallischen Völker her, welche ursprünglich zweirädrig und zum Kampf bestimmt, später auch bei den Römern in Gebrauch kamen und selbst mit vier Rädern versehen zu Transport- und Luxuswagen dienten. Auch der Bronzeschmuck ist der Art, dass er nicht auf ein bestimmtes Zeitalter schliessen lässt, da die Formen, welche er darstellt, sowohl bei Galliern als bei Römern Jahrhunderte hindurch stereotyp waren. Dies gilt auch von der Schlangenform der einen Fibula und von den Hohlschälchen, mit welchen zwei der Fibeln verziert waren. Vgl. K. B., S. 24. Der Umstand zwar, dass die aufgefundenen Fibeln, Rücken, Dorngewinde und Dorn, aus Einem Stück gefertigt, und nicht mit einem Gehäuse versehen waren, in welchem sich der Dorn bewegt (wie es bei den römischen Fibeln der Fall ist), lässt sie als Produkte gallischer Kunstfertigkeit erscheinen; doch findet man Fibeln ersterer Art bei uns auch unter römischen Ueberresten. Das gemischte Vorkommen von eisernen und bronzenen Fundstücken und das Vorwiegen ersterer ist, entgegen einem noch ziemlich verbreiteten Irrthum, an und für sich keineswegs als ein Anzeichen römisch-helvetischer Zeit anzusehen. Ist es doch namentlich durch die Tiefenau Funde erwiesen, dass die Helvetier lange vor der römischen Herrschaft in Helvetien Waffen, Geräthschaften und selbst Zierrathe aus Eisen verfertigt haben. Von den metallenen Fundstücken auf die aufgefundenen Produkte von Töpferkunst überzugehen, so findet man Urnen in der Art der hier ausgegrabenen in der Mehrzahl unserer heidnischen Grabhügel, und es sind an denselben keine Merkmale vorhanden, welche das helvetische und römisch-helvetische Zeitalter unterscheiden lassen. Das Zikzakornament kehrt an denselben oft wieder. Vgl.

K. B., S. 140, 141, 416. Das Vorkommen zerstreuter disparater Scherben groben Korns, wie sie im grössern Hügel vorhanden waren, ist eine allgemein beobachtete, wenn auch noch nicht ins Klare gebrachte Erscheinung in unsern heidnischen Grabhügeln. Was endlich das merkwürdige Steinwerk betrifft, welches namentlich der kleinere Grabhügel aufwies, so kommt solches neben den verschiedensten Artefakten zwar noch in Grabstätten aus später römisch-helvetischer Zeit vor; doch lässt der Umstand, dass der kleinere Grabhügel dergleichen Steinwerk als einzige Mitgabe enthielt, während der grössere solches neben den Artefakten aus Bronze, Eisen und Thon aufwies, höheres, althelvetisches Alterthum vermuthen, worauf ebenfalls das blosse Vorkommen von Beerdigung hinweist. Auch bedeckte der grössere Hügel mit seinem Fuss auf der SO-Seite die Peripherie des kleinern auf der NW-Seite. Will man den grössern Grabhügel aus dem Zeitalter der römischen Herrschaft in Helvetien datiren, so mag derselbe eine Grabstätte angesehener römisch-helvetischer Provinzialen, vielleicht aus einer und derselben Familie, und in diesem Fall ein Familiengrab gewesen sein. An eine Grabstätte geborner Römer zu denken, ist aus dem Grunde nicht zulässig, weil nichts ausschliesslich und charakteristisch Römisches gefunden wurde, während Verschiedenes vorkam, was gallische, wenn auch den Römern gemeinsame, Cultur vergegenwärtigt.

Jedenfalls beurkunden diese Grabhügel vormittelalterlichen Anbau der Gegend von Grächwyl. Dass hier, wie in den benachbarten Ortschaften Meikirch und Kirchlindach, eine römische Ansiedlung bestanden habe, beweisen die zu Grächwyl gefundenen römischen Münzen aus den zwei ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung. Wie aber anderswo in unserm Vaterlande die Römer sich vorzugsweise auf den Punkten helvetischer Ansiedlung niedergelassen haben, so wird es auch hier der Fall gewesen sein. Die Ansiedlung, deren Bewohner die Grabhügel zur Ruhe aufgenommen, befand sich jedoch nicht im Dörfchen Grächwyl selbst, sondern auf dem Eingangs beschriebenen Erdrücken. Noch heutzutage verräth derselbe durch den an seiner südlichen Längeseite hinlaufenden schanzartigen Erdabschnitt den einstigen Bestand einer Ansiedlung, deren Bewohner diesen von Natur festen Punkt auch durch Kunst zu sichern versucht hatten und innerhalb dieser Natur- und Kunstmarken Haus und Hof hielten, auch wohl auf der damals ohne Zweifel unbewaldeten Fläche dieses Erdrückens den Boden bebauten. Aehnliche an Abhängen angebrachte schanzartige Erdabschnitte findet man bei uns auf den verschiedensten Punkten vorzeitlichen, sowohl helvetischen als römischen Anbaus, und es ist in der That wahrscheinlich, dass sie einerseits dem Ackerbau dienten, wie denn der Landmann dieselben gewöhnlich als uralte Ackerbörder bezeichnet; anderseits aber sollten sie auch das Terrain befestigen und den Landesbewohnern in Kriegszeiten die Vertheidigung desselben erleichtern. Vgl. K. B., S. 18, 130, 140. Möglicherweise findet man bei Nachgrabungen auf der Fläche des Erdrückens noch weitere Ueberreste der Vorzeit, welche die hier beschriebenen Grab-Alterthümer in ein helleres Licht setzen können.

Etruskischer Spiegel aus Aventicum.

Der merkwürdige Gegenstand aus Bronze, welchen Tafel IV. darstellt, ist unter den Trümmern von Aventicum entdeckt worden. Die Stelle, wo er gefunden wurde, ist nicht bekannt, ebenso wenig wann und von wem er der Sammlung von Alterthümern zu Lausanne einverleibt wurde. Levade hat ihn für eine Patera gehalten und ihn in seinem 1824 zu Lausanne erschienenen Dictionnaire géographique etc. du Canton de Vaud durch Beschreibung und Abbildung zuerst bekannt gemacht. Allein Levade irrte sich sowohl in Absicht auf die Bestimmung, die er diesem Gegenstande beilegt, als in der Erklärung der auf der Rückseite der vermeintlichen Patera eingegrabenen Bilder, von denen ihm der Künstler eine unrichtige Zeichnung verfertigt hatte. Da nämlich die Bronzeplatte theils durch Oxydation, theils durch sorglose Behandlung Schaden gelitten hat und die Umrisse an einigen Stellen kaum mehr zu erkennen oder ausgelöscht sind, so war nicht zu erwarten, dass Jemand sich in den durch einander laufenden Strichen zurecht finden sollte, der nicht die auf etruskischen Vasen und Spiegeln vorkommenden mythologischen Darstellungen sich zum speciellen Studium gemacht hatte.

Levade beschreibt auf S. 439 des genannten Werkes die Patère de bronze trouvée à Avenches in folgender Weise: „On y voit Léda au moment où elle vient de mettre au jour les deux oeufs d'où sortirent de l'un Castor et Clytemnestre, et de l'autre Pollux et Hélène. Elle est assise; à ses pieds est une colombe; elle paraît écouter avec attention ce que lui dit une femme debout devant elle qui, portant la main sur son sein, semble s'offrir de nourrir les jumeaux qui doivent éclore. Vis-à-vis de Léda est une matrone assise qui tient un des oeufs dans ses mains; plus loin, Mercure debout tient l'autre. Derrière lui sont des génies dont on n'aperçoit qu'un bras et deux ailes. Cette patère est agréablement entourée d'une guirlande de lierre et paraît être l'ouvrage des Etrusques. — Les patères servaient aux sacrifices; Macrobe dit: Patera ut et ipsum nomen indicio est poculum planum ac patens est. C'étaient des espèces de plats plus ou moins grands avec un léger rebord tout autour; ils portaient une queue pour y adapter un manche lorsqu'on voulait en faire usage; plusieurs avaient ce manche fondu du même jet que se terminait, à l'ordinaire, par la tête de quelque animal. On recevait, dans les plus grands, quelques parties des entrailles de la victime pour en tirer des augures; dans d'autres, plus petits, du sang, de l'encens ou du vin."

Im Jahre 1844 fand ein Mitglied unseres Vereins, Herr Friedrich Troyon, während seines Aufenthaltes zu Berlin, Gelegenheit, der dortigen archäologischen Gesellschaft eine Zeichnung der Metallplatte vorzulegen, in welcher Herr Prof. Gerhard einen etruskischen Spiegel erkannte. Diese Vor-

weisung ist in der archäologischen Zeitung (Sitzung 6. Juni) erwähnt: „Durch Fürsorge des Herrn Troyon war die Zeichnung eines zur Vervollständigung von Hrn. Gerhard's Etruskischen Spiegeln seit längerer Zeit vermissten Monumentes zur Stelle. Es befindet sich nämlich, ein Fund des alten Aventicum, im Museum zu Lausanne ein Metallspiegel mit eingegrabener Zeichnung, angeblich die Geburt der Kinder Ledas darstellend, welcher in Material und Technik den bekannten etruskischen Spiegeln durchaus verwandt ist und somit einen Beweis abgibt, dass dergleichen Geräthe auch ausserhalb Etruriens und noch in der römischen Zeit verbreitet wurden, welcher die Ruinen von Aventicum angehören.«

Da nun betreffend die Bedeutung der auf dem Spiegel befindlichen Figurengruppe immer noch Zweifel obwalteten, so beschloss die zürch. Gesellschaft, das Bronzegeräthe selbst, welches ihr von dem Direktor des Museums der Alterthümer zu Lausanne, Herrn Blanchet, gefälligst anvertraut worden war, an Hrn. Prof. Gerhard zu schicken mit der Bitte, die Darstellung nochmals einer genauen Prüfung zu unterwerfen und ihr behufs der Veröffentlichung derselben eine wo möglich richtige Zeichnung anfertigen zu lassen. Herr Gerhard entsprach diesem Gesuche auf die zuvorkommendste Weise und wir erlauben uns, indem wir ihm hiemit den besten Dank für seine Bemühung aussprechen, sowohl sein an den Vorstand des Vereins gerichtetes Schreiben als eine genaue Kopie der von ihm besorgten Zeichnung hier mitzutheilen.

»Ihr durch Zusendung des anbei rückgehenden etruskischen Spiegels mir geschenktes Vertrauen habe ich zu verdienen gesucht und desshalb länger, als ich anfangs dachte, mit der gegenwärtigen Sendung zögern müssen. Das sehr interessante Monument, um das es sich handelt, hatte mich durch Zeichnung und Gypsabdruck schon vor längerer Zeit Herr Troyon kennen gelehrt, ohne durch seine zuvorkommende Gefälligkeit mir dennoch zum Verständniss der Zeichnung verhelfen zu können. Nachdem ich dasselbe durch Ihre und des Herrn Vorstehers der Lausanner Sammlung Güte mehrere Wochen lang mit oft erneuter Beobachtung einsehen konnte, bin ich nun im Stande, einen der mancherlei anscheinend verzweifelten Fälle, mit denen bei Herausgabe meiner etruskischen Spiegel oft gekämpft worden ist, diesmal mit ganz erwünschtem und für die Geschichte der Kunsterklärung nicht unbelehrendem Erfolg vorzulegen. Im Allgemeinen pflege ich die Kunst „richtig zu sehen“ als einen sehr wesentlichen und keineswegs leichten Theil der Kunsterklärung zu betrachten; sie ist es vorzugsweise bei einer Denkmälergattung, welche, wie die genannten Zeichnungen des Metallspiegels, bald durch Zerstörung des Metalls, bald durch Unscheinbarkeit und überdeckten Zustand der fein gezogenen Umrisse, günstiges Licht und geübte Augen, hauptsächlich aber die unbeschränkte Vorlage des Originals erheischen. Ihr Lausanner Spiegel (den ich als Spiegel aus Aventicum durch nähere Angabe der Ausgrabung, Ort, Zeit und Umstände betreffend recht sehr konstatirt wünsche!) hat, bevor wir an dessen Erklärung gehen können, nicht weniger als drei Stadien seiner Besichtigung erlebt, und würde ich mich recht sehr freuen, wenn die Aufhellung einiger noch immer rückbleibenden Unklarheiten seiner Zeichnung noch zu einer vierten Epoche seiner kritischen Besichtigung sich fortführen liesse. Als Belege dieser fortgesetzten Untersuchung liegen die betreffenden Zeichnungen uns vor. In Nr. 1, der bei Levade pag. 439 befindlichen, ist das Möglichste versucht, um den fragmentarisch entdeckten Umrissen einen Zusammenhang und demnächst eine scharfsinnige Erklärung abzugewinnen; Schade nur, dass die Zeichnung einen herrenlosen Arm übrig lässt und der Deutung auf Leda's zwei Eier zu Liebe eines derselben allem Anscheine nach nur durch Restauration willkührlich erlangt hat. Weniger

geistreich, aber gewissenhafter ging der von Ihnen damit beauftragte Zeichner von Nr. 2 zu Werke, dessen in Vergleich mit Nr. 1 sehr spärliche Umrisse die in jener ersten Zeichnung völlig verkannte Figurenzahl und Gruppirung ganz richtig ahnden lassen. Auf diesen Spuren ist nun mein Zeichner in dreimal erneuter Zeichnung fortgegangen. Ich hatte gedacht, das sehr befriedigende Ergebniss zweier einen Merkur in gefälligster Gruppirung umgebenden Flügelgestalten Ihnen schon vor 14 Tagen senden zu können; die Zeichnung lag dazu bereit, aber die Möglichkeit für den Wunsch der helvetischen Forscher durch die Beharrlichkeit meines geübten Zeichners bei vorsichtiger Reinigung des Metalls noch mehr zu erkennen, lag allzu nahe und einladend da, um nicht noch einige Mühe und Ausdauer daran zu setzen. Den zu Tage gekommenen Erfolg mögen Sie selbst mit eigenen Augen abschätzen; doch kann auch ich um so mehr ihn rühmen, da es nicht sowohl mein als des Zeichners Verdienst ist, der, den Spuren verschwundener Umrisse in oft bei verschiedener Beleuchtung erneuten Versuchen folgend, zu einer solchen Herstellung der alten Umrisse, lediglich durch allmälige Ablösung ihres festen Schmutzes, gelangt ist, dass Sie stellenweise die frühere Gestalt des Originals kaum wieder erkennen werden. Ich verweise namentlich auf die beiden schön hervorgetretenen Köpfe der Flügelgestalten, auf den jetzt verschwundenen Umriss des schon mit der Haltung der Hand unverträglichen imaginären zweiten Ei's, und auf das in der Hand der rechts sitzenden Göttin hervorgetretene Attribut, etwa eine Spindel, in ihrer Rechten.

Wie diese Spiegelzeichnung nach aller bei Ihnen und hier daran gewandten Mühe als wohl gruppirtes und gezeichnetes Bild nun uns vor Augen liegt, ist auch die Deutung natürlich anders als früher zu stellen, nicht mehr auf Leda und zwei mythische Gehäuse ihrer Sprösslinge, sondern auf den häufigsten aber auch in wechselndster Weise dargestellten Gegenstand etruskischer Spiegel, das Urtheil des Paris. Mit Vergnügen sehe ich, dass Ihnen selbst und auch unserm Freund Meyer dieser Sinn des Bildes noch vor der jetzigen Herstellung desselben vorschwebte, und wenn, wie es nicht fehlen kann, das von Merkur, dem sitzenden Jüngling, gereichte Oval vielmehr als unfehlbarer Apfel zu sehen gewünscht wird, so fehlt es wenigstens an verwandten Denkmälern nicht, in denen dieselbe noch unerklärte Besonderheit bei gleich unverkennbarem Sinne des Ganzen sich ebenfalls findet.[1]) Dieses vorausgesetzt ist auch Venus, mit Spindel[2]) und Taube versehen, an ihrer Stelle, und was die zwei mit Merkur so schön verflochtenen Flügelgestalten betrifft, so genügt es zu deren Erklärung für's erste an die Geltung ähnlicher Figuren, als etruskischer Lasen und Lebensgöttinnen, aus andern etruskischen Denkmälern zu erinnern.[3])

---

[1]) Etr. Spiegel II, 189 vgl. 184. Hieher gehört auch das etruskische Vasenbild (Ey. mit Elinai) bei Micali Mon. tav. 38.

[2]) Die Spindel mit Bezug auf »die ältesten der Mören« (Paus. I, 19, 2).

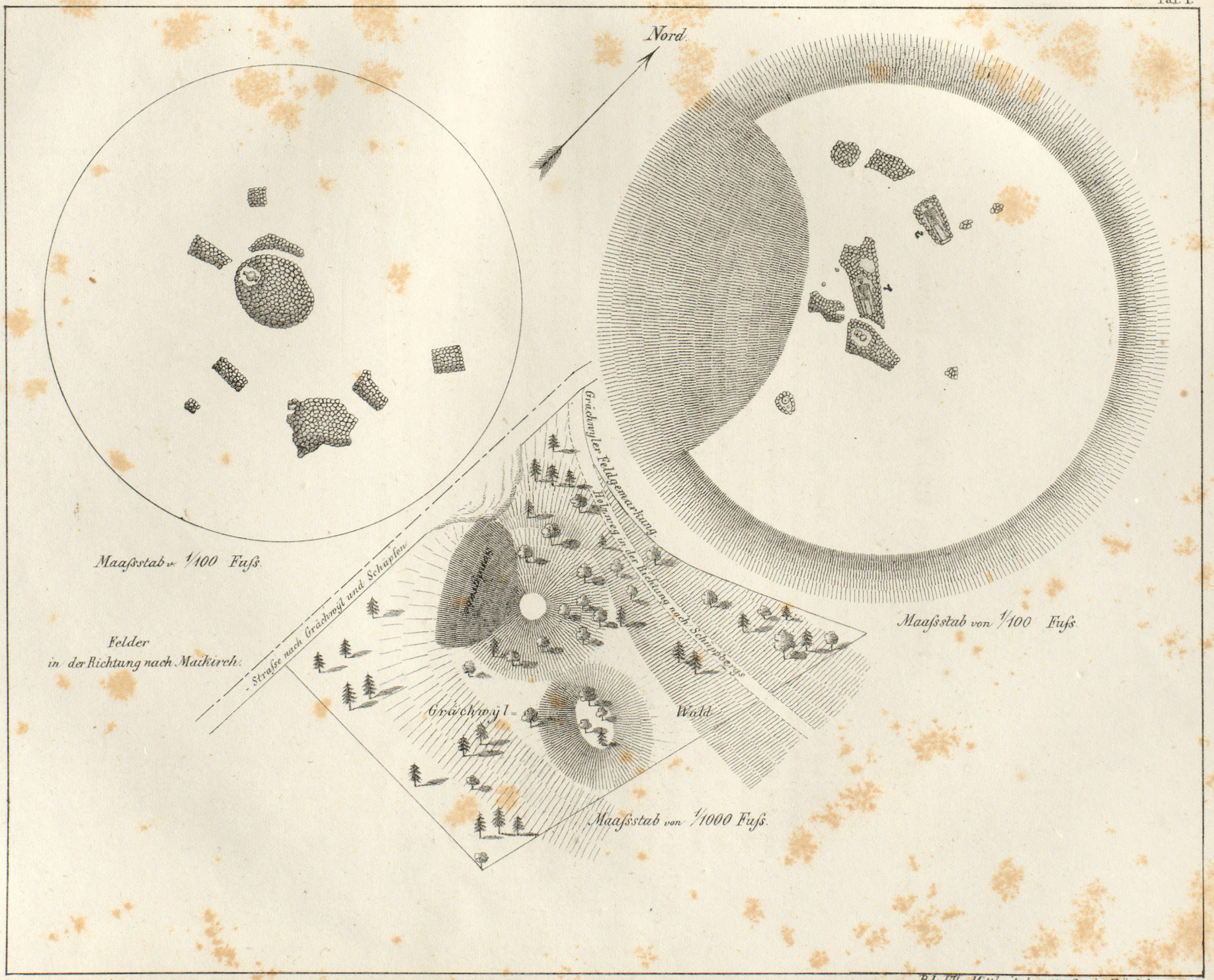
[3]) Archäol. Zeitung 1846, Taf. XLVII. 1. S. 369.

Etruskisches Bild der Juno Regina.

Das aus Erz gegossene Bildchen, welches Fig. 8 der Taf. II. darstellt, ist vor einigen Jahren zu Chur im wälschen Dörfli, d. i. dem südlich von der Plessur gelegenen Theil dieser Stadt, gefunden und der Gesellschaft von Hrn. Bundesstatthalter von Mohr geschenkt worden. Das wälsche Dörfli mit seiner Umgebung ist seit jeher ein reicher Fundort römischer Alterthümer gewesen. Im Orte selbst, in den Gärten und Aeckern, sind bei Grabung von Fundamenten und Kellern, beim Strassenbau, Münzen (1806 zweihundert Stück, die beisammen lagen), ferner Geräthschaften aus Erz, Bruchstücke verschiedener Zierrathen, Ueberreste römischer Gebäude zum Vorschein gekommen. Erst vor wenigen Jahren entdeckte man ziemlich tief unter dem Boden das Erdgeschoss eines Hauses mit Stucco-Arbeit und Wänden und Fussboden eines Bades (ohne Zweifel einer Heizvorrichtung).

Das Junobildchen unterscheidet sich auf den ersten Blick von römischen Idolen dadurch, dass es platt ist, von der Seite betrachtet einem Scheibchen gleicht, dass es einen fremdartigen Charakter und sehr geringen Kunstwerth besitzt. Es ist ganz dem von Gerhard (Abhandlung über die Gottheiten der Etrusker, Taf. III. Fig. 3) mitgetheilten Bildchen ähnlich. Die Figur ist bekleidet, gegürtet, strahlenbekränzt, und die Attribute des ihr verwandten Sonnengottes, Schale und Weihrauchbüchse, in ihren Händen haltend. Es muss jedoch bemerkt werden, dass man ohne Hülfe der Gerhard'schen Zeichnung die Bedeutung der Attribute nicht erkennen könnte.

Dieses Bild sowie einige andere etruskische Gegenstände, welche in den rätischen Alpen gefunden worden, gewähren auch desswegen Interesse, weil ihr Vorkommen mit der Sage von Verwandtschaft der alten Bevölkerung des bündnerschen Gebirges mit etruskischen Stämmen in Beziehung gesetzt werden kann.


Nord
Maaßstab v. 1/100 Fuß.
Felder
in der Richtung nach Mackirch.
Straße nach Grächwyl und Schapfen
Grächwyler Feldgemarkung
Höhenweg in der Richtung nach Schapfbergs
Grächwyl
Wald
Maaßstab von 1/1000 Fuß.
Maaßstab von 1/100 Fuß.

5.
1/3
3.
1/3
4.
2/3.
4.
1/3
32" Durchmesser
1.
nat. Gr.
2.
D = 0.39
1/5
6.
97.5
7.
9.
2/7
8.
nat. Gr.
1/5
1/5

R. Jaene del. Berlin 1852.